



NOVA MEXICO

LUDOVICUS IANUS

NOVA BISCAYA

SINUS MEXICANUS

MAR

DEL

ZUR

HISPANIA



In hoc tractu cum potest et igitur loca que sic
quoniam spatio hinc terra a mari sicque aquae
profunditatem subinde. In maribus cum hinc
a terra quoniam profunditas aquae completitur.



Autorin
**Prof. Dr. Hildegard
Elisabeth Keller**

ist seit 2001
Assistenzprofessorin für
Deutsche Literatur
von den Anfängen bis 1700
an der Universität Zürich.

„Auf sein Auventura und Risigo handeln“

Zur Sprach- und Kulturgeschichte des Risiko-Begriffs

Zur europäischen Begriffsbildung im Wortfeld des Risikos gehören die Ausdrücke „Angst“, „Abenteuer“ und „Risiko“. Mittelalterliche Ideologeme der höfisch-ritterlichen und der christlichen Denkkultur sind für diese Begriffsgeschichte grundlegend und werden in der frühen Neuzeit durch merkantile Praktiken überlagert. Es zeigt sich dabei, dass der Mensch sich selbst als Risiko-Faktor allerersten Ranges begreift. Dies wird zu allen Zeiten auch erzählerisch verarbeitet. Bereits im jüdisch-christlichen Mythos vom Sündenfall ist dies vorgezeichnet und setzt sich fort bis hin zu den modernsten Technologien (sei es die Kernenergie, die Umweltsituation, die Mikrobiologie oder humanmedizinische Forschungsgebiete) sowie den Debatten der daraus resultierenden ethischen Probleme.

Unsere Archäologie des europäischen Risikobegriffes beginnt beim Sprachmaterial, konkret mit der Bedeutungsgeschichte dreier Wörter:

- Angst
- Abenteuer
- Risiko.

Geschichten von Wörtern

Der früheste Ausdruck im Begriffsfeld Risiko ist „Angst“. Das althochdeutsche *angust* und das mittelhochdeutsche *angest* bezeichnen eine körperlich und seelisch erfahrene Bedrängnis und Not. Diese Wörter leiten sich aus dem indogermanischen **angu* („eng“) her. Es ist der sinnbildliche Engpass. An seinem Eingang wissen oder ahnen wir, dass eine brenzlige Situation uns alles abverlangen wird. Zugleich wird unsere Brust so quälend verengt, dass wir möglicherweise gerade da gelähmt sein werden, wo Taten gefordert sind. Dieses Wort ist bedeutungsgeschichtlich der direkte Vorfahre in der Begriffsgeschichte des kaufmännischen Risikos.

Der Ausdruck „Abenteuer“ ist für die europäische Kulturgeschichte höchst bedeutsam, weil er nicht allein riskante Unternehmen und bereits im Spätmittelalter auch pekuniäre Wagnisse bezeichnet. Vielmehr verdichtet sich in ihm eine Ideologie, die das Abenteuer als eine Strategie zur individuellen Vertiefung des Selbstwerts verabsolutiert. Der Begriff „Abenteuer“ kommt im 12. Jahrhundert aus dem Französischen als *aventure* in den deutschen Sprachraum, als *adventure* ins Englische. Das mittelhochdeutsche Lehnwort steht für ein kulturelles Importgut aus der höfisch-ritterlichen Welt: Die aktive Suche nach riskanten Situationen, die kämpferische Konfrontation mit ungewissem Ausgang. Es meint ein prestigeträchtiges Programm der ethischen und kämpferischen Bewährung der Ritter in dem, was auf sie zukommt und ihnen zufällt. Darunter findet sich manch Wundersames. Der Ritter Iwein in Hartmanns von Aue gleichnamigem Roman definiert das Wort für einen Waldschrat. Diesem ist die aktive Suche nach Bewährung und Ansehen, wie sie die höfische Zivilisation den Rittern abfordert, natürlich fremd, weshalb er verwundert fragt: „aventure? waz ist daz?“ Iweins Antwort gipfelt in einer scheinbar simplen Kausalität zwischen Risiko-Suche und Prestigegewinn: „[ich] wurde werder dann ich sî.“ Zuvor aber liegt das Geschick in der Suche, also beim Helden selbst. Die französische Vorlage spielt mit diesem Moment, denn im Wort *aventure* steckt der Ausdruck *vent*, also

‚Wind‘. Bei Chrétien de Troyes heißt es, das Abenteuer komme als Windhauch ans Ohr derjenigen, die von herausfordernden Begebenheiten hören und aufhorchen. Es sei verloren, wenn es von dorthin nicht den Weg ins Herz des Ritters finde und zur Tat führe.

Der Wind ist im Spiel, wenn es um Abenteuer geht: Der Wind als Zuträger, als flüchtiges Medium des Unerhörten und als Hauptantriebskraft auf Seereisen. Ihm verdanken wir nicht allein berühmte Epen der abendländischen Kulturgeschichte, sondern mehr oder weniger direkt auch das Wort „Risiko“. Es ist in den romanischen Sprachen als latinisiertes Lehnwort bekannt (ital. *rischio*, span. *riesgo*, frz. *risque*, engl. *risk*). Aus dem italienischen *rischio* ist es direkt ins Deutsche entlehnt worden. Es lässt sich heute nicht entscheiden, ob die italienischen Ausdrücke *rischio* und *risco* (sie sind aus dem griechischen *riza* für ‚Wurzel‘ oder ‚Klippe‘ abgeleitet) oder das spanische *risco* („Klippe“) den Ausdruck geprägt haben. Gesichert indes, dass das Wort „den unkalkulierbaren Widerstand im Kampf bezeichnet“ hat und „von dort aus verallgemeinert worden“ ist [Kluge 1995, S. 668]. Sicher ist zudem, dass sich der Begriff „Risiko“ im 14. Jahrhundert in den norditalienischen Stadtstaaten entwickelt hat, und zwar – was gut zur Etymologie passt – im Bereich des Seeversicherungswesens. Angesichts der damals hohen Verlustrate von Schiffen versteht sich dies beinahe von selbst.

Seit dem 15. Jahrhundert etabliert sich „Risiko“ als kaufmännischer Begriff in den europäischen Volkssprachen. So finden sich die ersten deutschsprachigen Belege kurz vor 1500, zwar noch als italienisches oder katalanisches Fremdwort, das aber schon allgemein verständlich gewesen sein muss – es ist ihm nämlich keine Übersetzung beigegeben. Wenig später finden wir „Risiko“ in der Doppelformel mit dem geläufigen Ausdruck „Abenteuer“ bzw. „Auventura“ in einem Buchhaltungsbuch von 1518: Im Hinweis, dass „auf sein Auventura und Risigo“ zu handeln sei. Der Ausdruck „Risiko“ bezeichnet hier also die pekuniäre Gefahr im Handelsgeschäft, konkret den drohenden Schaden bei misslichem Ausgang eines Handels. Gleichzeitig zielt es etwas allgemeiner auf das Wagnis, indem es die Ungewissheit, wie der erwartete Handel ausgeht, vergegenwärtigt. In diesem ökonomischen Bedeutungsbereich wird der deutschsprachige Risiko-Begriff bis ins 19. Jahrhundert hinein bleiben und folglich – im Gegensatz zum romanischen Sprachraum – erst spät seinen festen Platz in der Alltagssprache einnehmen.

Wir wissen nun, wo wir die frühen Experten in Sachen Risiko finden: Unter den zur See fahrenden Abenteurern, durchwegs unter Männern, Kühnen, Verwegenen. Nicht wenige dieser Helden kennen wir aus der Literatur – sie ist das reichhaltigste Archiv für die europäische Kulturgeschichte des Risikos. Heldendichtungen berichten von ihrem Mut, das Unberechenbare nicht zu fliehen, sondern sich dem anscheinend unbeeinflussbaren Geschehen entgegen zu stellen. Wer Risiken eingeht und die entsprechende Situation mit List, Besonnenheit und oft auch außergewöhnlichen Hilfsmitteln bewältigt, verdient besondere Formen der Memoria – heute entsprächen dem andere, besonders publikumswirksame Formen der Medienpräsenz.

Geschichten von Helden

Odysseus, um einen mit besonderem Flair fürs Kalkül zu nennen, gerät im 12. Gesang der Odyssee mit seinen Gefährten in zwei äußerst waghalsige Situationen: Einmal bei der Insel der Sirenen und dann in jener Meerenge, die Homer-Forscher bis heute in der Straße von Messina lokalisieren. Wie bewältigt er sie? Als kühler Stratege und leidenschaftlich Neugieriger versucht er, das Sicherheitsrisiko zu minimieren: Er will nicht Opfer des ebenso verheißungs- wie verhängnisvollen Gesanges der Sirenen werden und will sie doch hören. Also verstopft er seinen Gefährten die Ohren mit Bienenwachs, lässt sich selbst aber aufrecht an den Mast fesseln. Sehenden Auges und mit offenen Ohren besteht er die Gefahr und gelangt damit zum nächsten Abenteuer. Gefährliche Klippen stehen ihm diesmal entgegen, bestückt mit zwei Ungeheuern. Das eine, Charybdis, gurgelt das Wasser ein und

aus; kein Mann entkommt ihrem Strudel. Das andere, Skylla (ihr Name leitet sich von „zerzausen“ her), versucht mittels sechs Hälsen seine Opfer gleich im Halbdutzend zu erhaschen. Wieder geht es um Risiko-Minimierung. Odysseus steuert sein Schiff auf das voraussichtlich geringere Übel zu. Sechs Mann trägt der Schaden; er sieht sie noch zwischen den je drei Zahnreihen in den sechs Mäulern der Skylla zappeln und kommentiert:

„Nichts Erbärmlichers hab' ich mit meinen Augen gesehen, So viel Jammer mich auch im stürmenden Meere verfolgte!“

Die wahren Helden stürzen sich also nicht unbedacht ins wüste Getümmel. Sie analysieren die Risiken, suchen die Stärke des Gegners zu ermitteln. Sie untersuchen die Fährten der vielköpfigen Drachen, folgen den Spuren der Bäume ausreißenden Riesen, ziehen Erkundigungen ein über die Kampftechnik der sich unsichtbar machenden Zwerge, über die mit Drachenblut gehärteten Schwerter oder die verhornte, unverletzliche Haut ihrer Gegner. Manch einer möchte sich schließlich lieber vor dem Kampf drücken, weil ihm der mögliche Schaden unverhältnismäßig groß erscheint. Doch kommt die Einsicht meist zu spät – und davon leben solche Texte. Sie ersparen ihren Helden keine einzige der waghalsigen Bewährungsproben.

Riesen, Zwerge, Drachen, aber auch Dinge mit eigenem Willen – etwa Schwerter, die, einmal aus der Scheide gezogen, einen Toten fordern – sind für den mittelalterlichen Helden gleichermaßen Ernst zu nehmende Gegner. Auch sinnlich nicht wahrnehmbare Wesen müssen als potenzielle Kontrahenten im (geistigen) Auge



Was wir tun ist riskant!

Was wir nicht tun,
ist es auch!

NEU!

ROLAND ERBEN / FRANK ROMEIKE

**Allein auf
stürmischer See**

Risikomanagement
für Einsteiger

2003. 218 Seiten. Gebunden mit
Schutzumschlag. € 39,90/sFr 60,00
ISBN 3-527-50073-1

Anhand der Geschichte zweier Schiffskapitäne nähern sich die Autoren der schwer verdaulichen Materie des Risikomanagements. Während Henry Salt durch ein mangelhaftes Risikomanagementsystem keine Gefahr auslöst, hat Charly Sugar durch effiziente Frühwarnsysteme und eine gelebte Risikokultur das Steuer seines Schiffes fest in der Hand.

WILEY

behalten werden, denn „niemand zweifelte damals an der Existenz einer Welt jenseits der sichtbaren Dinge“ [Duby 1996, S. 15]. Die Fabelwesen bevölkerten aber nicht allein die fiktionale Welt. Auch die mittelalterlichen Kartographen räumten ihnen einen festen Platz im Weltgefüge ein. Auf der Ebstorfer Weltkarte finden sich etwa Einfüßler, die unter ihrem einen Fuß wie unter einem Sonnenschirm sitzen, und Menschen, die sich in ihre Riesenohren wie in einen Mantel hüllen. Doch gibt es daneben, zur selben Zeit, auch sog. Portolan-karten, die den Verlauf der Mittelmeerküste für heutige Begriffe schon recht genau nachzeichnen, Wind- und Kompassrosen enthalten und seefahrtstauglich sind.

Heute staunen wir über diese Koinzidenz. Die Grenze zwischen Faktenwelt und Fiktion hat sich im Laufe der Zeit verschoben und sie tut dies ständig weiter – in kollektiven Pendelbewegungen zwischen dem Favorisieren naturwissenschaftlicher Welterklärung (Entzauberung) und der Wiederaufnahme metaphysischer oder mystifizierender Perspektiven (Wiederverzauberung). Moderne Gesellschaften leben wie die früheren mit einem Nebeneinander von Faktenwelt und Fiktion, nur scheiden sie sie anders. Ihre Wunderwesen sind umgesiedelt in die zur Zeit sehr lukrativen Reservate der Science- und noch mehr der Fantasy-Fiction.

Geschichten vom Risikomanagement

Die neuen wie die alten Geschichten zeigen uns, wie Menschen lernten, die Risiken des Lebens zu bewältigen. Erzählen ist eine Kulturtechnik, die seit Menschengedenken im Dienste der Kontingenzbewältigung steht: Der universalen Erfahrung also, dass wir Menschen erkennen und anerkennen müssen, dass unser Leben in ein komplexes, im Wesentlichen undurchschaubares Weltgeschehen eingebunden ist. Beim Erzählen machen wir uns Abhängigkeit und Verstrickung präsent. Darin ist auch eine Technik des Risikomanagements zu sehen.

Zum Erzählen gehört das Zählen, das Rechnen im Voraus und im Nachhinein, der Kosten und Nutzen abwägende Umgang mit Lebenssituationen, die bereits angesprochene Risiko-Analyse. In der Forschung ist man sich nicht einig darüber, wann die Europäer sich die Fähigkeiten dazu angeeignet haben. Die einen sagen, erst der moderne, merkantil geprägte Mensch habe wirklich einen Begriff vom Risiko, weil erst er die rechnerische Vorausschau beherrsche. Andere versuchen einen Zivilisationsprozess zu

belegen, der die abendländische Gesellschaft vom Spätmittelalter zur modernen Industriegesellschaft geführt habe. In ihrer Sicht gehören entsprechende Denkformen bereits zum erfolgreichen Ritter der höfischen Gesellschaft: „Überlegung, Berechnung auf längere Sicht, Selbstbeherrschung, genaueste Regelung der eigenen Affekte, Kenntnis der Menschen und des gesamten Terrains werden zu unerlässlichen Voraussetzungen des sozialen Erfolges“ [Elias 1978, 370; Giddens 2001, S. 34-38].

Es scheint plausibel, dass man die Risikogeschichte bereits im Mittelalter ansetzt: Im christlich geprägten, im höfisch-ritterlichen und im merkantil-städtischen Mittelalter kannte man durchaus „ein Wagnis, das man bewusst im Hinblick auf zukünftige Möglichkeiten eingeht“. Dies entspricht der Risiko-Definition von Anthony Giddens, der allerdings ausschließt, dass bereits im Mittelalter ein Risiko-Begriff notwendig gewesen und ausgeformt worden sei [Giddens 2001, S. 34 f.]. Dass man eine bevorstehende Situation denkerisch vorwegnimmt, dass man den Verlauf und die Folgen eines Ereignisses gezielt zu beeinflussen sucht, zeigen schon Gebets- und Meditationspraktiken, die mit ihren eigenen Techniken des Auf- und Abzählens Zukünftiges kalkulierbar machten – eine christliche Vorform doppelter Buchhaltung [Angenendt 1995]. Im gleichen Kontext ist auch die Geste jener italienischen Kaufleute zu sehen, die nach dem großen Beben von 1348 ihren Schuldnern die Zinsen zurückzahlten. Sie hatten die Katastrophe als Vorzeichen des nahenden Weltuntergangs interpretiert und hofften, sich mit ihrer Großzügigkeit eine bessere Ausgangslage vor Christi Gericht zu schaffen [Dinzelbacher 1996, S. 11].

Die Waage, das Abwägen, finden wir schließlich als zentrale Geste am Ende der Zeit. Im Hauptportal des Berner Münsters assistiert der Erzengel Michael dem Weltenrichter, indem er Soll und Haben jeder einzelnen Menschenseele abwägt. Die Seele kommt auf die Seite der Guten, sofern sie im Leben genug Gewicht erlangt hat. Die Aussicht auf eine solche Bilanzierung war eine sehr mächtige, zukunftsorientierte Deutung des menschlichen Lebens, ein existenzieller Prüfstein. Das Wagnis und die Waage bleiben bis in die moderne Existenzphilosophie hinein verbunden: Martin Heidegger sieht das Dasein an sich als Wagnis, das von der Bewegung des Wägens geprägt ist.

Der metaphysische Risiko-Begriff weist über den Menschen hinaus und seine Mythen erzählen auch vom Risiko der Schöpfung an sich.

Das Schöpfungswerk des christlichen Gottes ist durchaus eines jener Wagnisse, „das man bewusst im Hinblick auf zukünftige Möglichkeiten eingeht“. Dieses Risiko gipfelt zweifellos im Hauptereignis des sechsten Schöpfungstages – so jedenfalls gefällt es dem Menschen, diese Geschichte zu erzählen. Im Mittelalter kennen Menschen noch andere Mythen, mit denen sie einander vermittelt, aus welchem Zweck es sie gibt, und immer scheint in diesen Geschichten ein ungemindertes Risiko alles Lebendigen durch. Im Mythos vom Engelsturz beispielsweise, der allerersten Katastrophe der christlichen Schöpfung, stellt sich ein Engelchor in einem Rebellionsakt gegen Gott und wird dafür in den Abgrund gestürzt. Luzifer endet in der Hölle und Gott entschließt sich, es noch einmal zu versuchen, ausgerechnet mit uns, den Lückenbüßern im besten Sinne.

Doch auch diese neue Kreatur birgt ihr Risiko. Das weiß ihr Schöpfer – schon lange, bevor sie es ihm gezeigt hat. Ein weiterer Mythos, den etliche mittelalterliche Texte erzählen, weiß von den Selbstgesprächen eines Gottes, der nicht per se zu wissen scheint, wo es lang geht mit seiner Schöpfung. So argumentiert er mit sich selbst – für und wider die Erschaffung des Menschen. Was bewegt ihn zum positiven Entscheid? Es ist das Bedürfnis nach Mitteilung, nach Liebe und sogar nach Fruchtbarkeit, welches sich der sinnierende Gott mit dem Menschen als seinem Teilhaber an der Schöpfung erfüllen will. Der Schöpfer wird dazu bis zum Äußersten, bis zur Selbstentäußerung, gehen müssen – und schon nennt derjenige den Preis dafür, der ihn am Kreuz zu zahlen bereit sein wird: „Vater, du weißt genau, dass ich noch aus Liebe sterben werde; mögen wir unser Ansinnen dennoch in großer Heiligkeit fröhlich beginnen“.

Dieser Text aus dem beginnenden 13. Jahrhundert vollführt ein Kunststück der Selbstreflexion: Er bedenkt das Dasein der Menschen

aus der Perspektive jenes Gottes, der sie geschaffen hat. Das dürfte die fremdeste aller von Menschen einzunehmenden Perspektiven sein. In dieser Selbstbespiegelung erscheint nicht einfach das Dasein an sich als fragwürdig, sondern jeder Akt der Schöpfung: Er ruft etwas ins Leben, das – gerade weil es Eigenleben ist – auf den Schöpfer zurückfallen kann. Wir selbst befinden uns mitten in solchen Fortsetzungen der Schöpfung, und zwar nicht erst als Spezies geschickter Technologen, sondern aus der erwähnten Perspektive schon immer.

Ein Blick in die Gegenwart

Gegenwärtig kann man – beispielsweise – in der gentechnischen Fortsetzung dieser Schöpfung eine merkwürdige Mischung aus Zögern und Hasten wahrnehmen. Da ist die Angst, zu weit zu gehen, und auch die Angst, zu früh innezuhalten. Es ist zu hoffen, dass das Ausharren im Dazwischen etwas fördert, was die moderne Rasanz meist verunmöglicht: Besonnenheit vor Eingriffen in Lebenskerne, Bewusstsein einer Andersheit des eigenen, menschlichen Handlungshorizontes zu einer wie auch immer denkbaren transzendenten Verantwortungsinstantz. Das hieße, auch das Unermessliche ermessen zu können – beispielsweise, ob wir im Falle von unabsehbaren, möglicherweise eintretenden Schäden eine Wiedergutmachungsleistung überhaupt zu erbringen vermögen. Damit schließt sich der Kreis zur Risiko-Definition des Systemtheoretikers Niklas Luhmann: Die Einsicht in die Ursächlichkeit der eigenen Entscheidung für den entstehenden Schaden.

Der zurückgelegte Denkweg hat eines illustriert: Nur ein metaphysisch abgestützter Risiko-Begriff ist kulturgeschichtlich sinnvoll. Andernfalls bekommt man die Vielfalt dessen, was als Risiko ins Bewusstsein der Menschen tritt, was es dort an beeinflussenden Kräften mobilisiert und wie es sich in ihren Gestaltungen niederschlägt, nicht in den Blick. ■

Quellenverzeichnis: Angenendt, Arnold: Gezahlte Frömmigkeit, in: Frühmittelalterliche Studien 29 (1995), S. 1-71. / Chrétien de Troyes: Le Chevalier au Lion, Romans suivis des Chansons, avec, en appendice, Philomena. Sous la direction de Michel Zink, Paris 1994. / Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Neubearbeitung, Leipzig / Stuttgart 1998. / Dinzlacher, Peter: Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gotterfahrung. Mentalitätsgeschichte und Ikonographie. Paderborn 1996. / Duby, Georges: Unseren Ängsten auf der Spur. Vom Mittelalter zum Jahr 2000, Köln 1996. / Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bände, Frankfurt am Main 1978. / Giddens: Anthony: Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung die Welt verändert, Frankfurt a. M. 2001. / Hartmann von Aue: Iwein. Herausgegeben und aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Max Wehrli, Zürich 1988. / Homer: Ilias. Odyssee. In der Übertragung v. J. H. Voß, Frankfurt a. M. 1990. / Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin / New York 1995. / Luhmann, Niklas: Soziologie des Risikos, Berlin 1991. / Mechthild von Magdeburg: Das fließende Licht der Gottheit. Nach der Einsiedler Handschrift in kritischem Vergleich mit der gesamten Überlieferung herausgegeben von Hans Neumann. Band I: Text, besorgt von Gisela Vollmann-Profe, München 1990. / Rammstedt, Ottheim: Art. Risiko, in: Joachim Ritter und Karlfried Gründer (Hgg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Darmstadt 1992, Bd. 8, Sp. 1045-50.